

Jung Blut.

Erzählung aus der „Victoria“ von F. Friedrich.

(Fortsetzung.)

Bergen besaß viele Vorzüge und treffliche Eigenschaften. Hatte er auch in manchen Sachen einen festen, hartnäckigen Kopf, so war er in tausend andern Fällen wieder so zuvorkommend und aufmerksam, daß ihm jene kleine Schwäche, wenn es eine solche war, Jeder gern verzieh. Er besaß ein wirklich feines, gebildetes Wesen und war aufrichtig und selbst aufopfernd für seine Freunde.

Was ihn so oft zum Major hinzog, hätte ein scharfes Auge leicht errathen können. Der Major ahnte es nicht, ebenso wenig wie Armgard und Hugo, welche sich jedes Mal über seinen Besuch freuten, denn er war stets geneigt, an ihrem lustigen, übermüthigen Leben Theil zu nehmen. Zog er doch selbst den Major oft mit hinein, und schalt dieser dann auch hinterdrein über seine eigene Tollheit, so machte es ihm doch Spaß und er schien um Jahre verjüngt zu sein.

Schon aus diesem Grunde war Armgard gegen Bergen unbesangenen freundlich. Hugo sah ihn als seinen Freund an.

Mit fast peinlicher Aufmerksamkeit hatte der Major stets Armgard und Hugo beobachtet. Der Wunsch, Beide vereint zu sehen, lag ihm zu warm am Herzen. Sie hatten sich indes in Wochen nicht mehr genähert als in den ersten Tagen. Sie neckten einander, trieben Scherz und führten zusammen lustige Streiche aus, weiter schienen sie indes kein Interesse an einander zu nehmen. Der Alte bemerkte auch nicht die geringste Spur von Liebe bei ihnen. Sie schienen gar nicht zu wissen, was Liebe war.

Eine Veränderung schien endlich Bergen herbei zu führen. Er zog den Major bei Seite und flüsterte ihm zu: „Kann ich Sie für wenige Minuten allein sprechen?“

„So lange Sie wollen,“ rief der Major. „Was haben Sie denn?“

Bergen winkte ihm mit den Augen.

„Ja ja —“ fuhr der Major fort. „Allein — Sie haben Recht! Kommen Sie Freund!“

Er ergriff seinen Arm und führte ihn auf sein Zimmer.

„Nun losgedrückt, Freund! Vor mir brauchen Sie keine Furcht zu haben. Losgeschossen, was es auch sei!“ rief der Major heiter, nicht ahnend, was Bergen im Sinne hatte.

Dieser schien etwas verlegen — zögernd.

„Wir sind Freunde,“ begann er, „daß ich es aufrichtig meine, daran können Sie nicht zweifeln...!“

„Das thue ich auch nicht,“ unterbrach ihn der Major.

„Bitte — lassen Sie mich ruhig aussprechen.“

„Nun gut — los denn!“ fiel der Major noch einmal ein.

„Ich liebe Ihre Tochter, bester Freund,“ fuhr Bergen fort. „Die Stunden, welche ich bei Ihnen zugebracht habe, gehören zu den glücklichsten meines Lebens und mein höchster Wunsch, dem ich jedes Opfer bringen würde, ist der, daß Armgard die meinige werden möge. Ich habe ihr meine Liebe noch mit keinem Worte verrathen, denn ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen meine Absicht zuvor mitzutheilen. Armgard ist stets freundlich gegen mich gewesen — und bester Freund — wenn Sie nichts dagegen haben, dann will ich ihr offen und ehrlich meine Liebe gestehen und meine Hand anbieten!“

„Halt!“ unterbrach ihn der Major, indem er unruhig im Zimmer auf- und abging. „Bergen — Sie sind mein Freund, ich habe Sie gern, auf Ehre! Ja, ich könnte mir nur Glück wünschen, einen solchen Schwiegersohn zu bekommen — aber ich sage Ihnen, es geht nicht!“

Bergen trat überrascht zurück.

„Sollte vielleicht Ihre Tochter schon...!“ stotterte er.

„Nichts — nichts derart!“ rief der Major. „Etwas ganz anderes — ich sage Ihnen — es geht nicht.“

Dabei lief er fortwährend aufgeregter im Zimmer auf und ab.

„Ich begreife nicht,“ warf Bergen ein. „Ich kann unmöglich glauben, daß Sie unseres früheren Verhältnisses wegen — das ist ja Alles vergessen!“

„Nichts — nichts von alledem! Hier meine

Hand darauf! — Es ist eine verdamnte Geschichte! — Bergen, es thut mir wahrhaftig wehe — auf Ehre! Aber ich kann ja nicht anders!"

"Sprechen Sie offen!"

"Gut — das will ich. Sie sollen sehen, daß ich gegen Sie nichts habe. Sehen Sie, schon vor Jahren habe ich meinem Bruder versprochen — fest versprochen, daß sein Junge — den Hugo meine ich, die Armgard haben soll. Das ist einmal eine abgemachte Sache zwischen uns und ich kann nicht zurück. Ich will auch nicht leugnen, daß ich es gern sehe, wenn mein und meines Bruders Gut wieder an einen Herren fallen — mein Vater hat sie beide bebesen. Und Armgard und Hugo paßten auch zu einander — aber — aber —!"

"Lieben sie sich denn einander?" warf Bergen ein.

"Nein — nicht im Geringsten. Sehen Sie, das ist es ja eben. Das macht mir oft den Kopf warm. Wenn es einen tollen Streich auszuführen gilt, halten sie zusammen, aber sonst sind sie gegen einander — wie ein paar Stöckfische. Sie lieben sich nicht — das ist es ja!"

"Und ohne Liebe wollen Sie Ihre Tochter zu einer solchen Verbindung zwingen? Liegt Ihnen das Glück derselben nicht am Herzen?"

"Wer sagt das! Ohne Liebe — nimmermehr! Sehen Sie, das ist ja die verdamnte Geschichte! Wenn sie sich einander nicht wirklich lieb haben, kann nichts daraus werden! Und ich sage Ihnen, der Junge — meinen Neffen meine ich — scheint gar kein Herz in der Brust zu haben, so ist er dem Mädchen gegenüber! Ich finde mich in dieser Geschichte nicht mehr durch, bester Freund!"

Bergens Herz schlug erleichtert.

"Das kann Niemand ändern — geben Sie mir Ihre Tochter — ich liebe sie!"

"Es kommt auch noch dahin!" erwiderte der Major aufgeregt. "Macht der Junge nicht bald Anstalt, sie zu lieben — so — so nun so sollen Sie sie haben. Ich meine, wenn Armgard Sie will, denn gegen ihren Willen soll sie sich nicht verheirathen!"

"Ich danke Ihnen!" rief Bergen erfreut, des Majors Hand erfassend. "Mehr verlange ich nicht!"

"Ja, es soll dabei bleiben. Noch vierzehn

Tage lassen Sie mir Zeit und hat sich der Junge dann noch nicht entschieden — ausdrängen und anbieten mag ich ihm Armgard auch nicht — dann — dann mögen Sie zusehen, wie weit Sie mit dem Mädchen kommen. Aber eber sagen Sie dem Mädchen kein Wort — lassen Sie sich nichts merken!"

"Hier meine Hand darauf!" rief Bergen.

"Wenn Sie bis dahin kommen, sind Sie mir jeder Zeit angenehm — aber nur als Freund — verstehen Sie. Und wenn sich der Junge bis dahin entscheidet — so — nun — ich meine, dann sollen Sie es mir nicht nachtragen — ich habe Ihnen zum wenigsten reinen Wein eingeschenkt!"

"Und ich danke Ihnen dafür und achte Sie deshalb doppelt hoch. Hier schlagen Sie ein — daß wir für alle Fälle treue Freunde bleiben wollen — auch wenn — —!"

"Topp! das ist ein Manneswort!" rief der Major, kräftig einschlagend. "Nun kommen Sie. Kommt es anders als Sie erwarten — dann erfährt von mir Niemand ein Wort davon. So wird es am besten sein!"

Mit verdoppelter Aufmerksamkeit achtete der Major nun auf Armgard und Hugo — sie blieben gegen einander, wie sie gewesen waren. Er beachtete sie, wenn sie sich allein glaubten, auch dann waren sie nicht anders.

Vierzehn Tage waren auf diese Weise ziemlich verflossen. Der Zeitpunkt, welchen er den Herrn von Bergen gegenüber festgesetzt hatte, rückte immer näher und nicht ohne Besorgniß sah er ihm entgegen, denn er hatte seinen Lieblingswunsch noch keineswegs aufgegeben, so wenig Hoffnung auf Erfüllung desselben er auch hatte.

Bergen kam nach wie vor zum Besuch und ließ sich nichts merken. Ein großer Teich auf der Bestzung des Majors, welcher alle Herbstzeit gefischt wurde, sollte auch in diesem Herbst gefischt werden. Bergen war dazu eingeladen, und sowohl Hugo wie Armgard freuten sich auf das Vergnügen.

Das Wasser konnte nicht ganz abgelassen werden, denn die Mitte des Teiches war tiefes gelegen und eine große Masse Wasser blieb dort immer zurück.

Der Major, Armgard und Bergen saßen vom Ufer aus zu, wie die Fische mit Netzen immer mehr und mehr in einen engen Raum zusam-

mengedrängt wurden, bis sie zuletzt mit einem Handnetz heraus geschöpft werden konnten.

Hugo hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst mit Hand anzulegen. Seine Ungeduld gestattete ihm nicht, daß er ruhig zusaß, es ging ihm dann Alles zu langsam. Er hatte einen kleinen leichten Kahn, welcher oft von Armgard allein zu Spazierfahrten auf dem Teiche benützt wurde, bestiegen. Er saß allein darin. Anfangs überließ er das Ziehen des Netzes den Fischern und Arbeitern und folgte im Kahn nur dicht hinter dem Netze. Dasselbe blieb in der Mitte am Grunde an einem Stein oder hervorstehenden Pfale haften, und die Arbeiter, welche das lange Netz an beiden Enden ersaßt hatten und an dem weniger tiefen Rande des Teiches gingen, wo der durch das bereits am Abend zuvor abgelassene Wasser frei gewordene Schlamm und Sand schon einige Dichtigkeit erlangt hatte, vermochten trotz alles Ziehens das Netz nicht wieder frei zu machen und konnten des tiefen Schlammes wegen, in den sie versanken, nicht bis zur Mitte gelangen.

Kaum hatte Hugo dies bemerkt, so fuhr er dicht an das Netz heran, ersaßte es und suchte es mit Gewalt emporzuziehen. Der leichte Kahn neigte sich zur Seite und schlug um.

Armgard lachte laut auf über das unfreiwillige Bad, welches Hugo erhielt.

(Fortsetzung folgt).

Berichtigtes.

Berlin. Am Freitag gegen Abend bot sich an der Post- und Königsstraßenecke ein komischer Fall, der leicht recht tragisch hätte werden können. Ein hochbeladener Herwagen kam die Straße herunter, nach der Kurfürstentücke zu gefahren; wurde aber so oft in quetschende Enge getrieben, daß er schließlich nach der linken Trottoirseite zu umfiel und Alles unter sich begrub. Mehrere Herren wurden mit niedergeworfen und trotz des durch die Situation gebotenen Grusses, wurde jeder seine Herr, der sich unter der Herwußt, meist nach der entgegengesetzten Seite zu, wohin der Wagen gestürzt war, hindurch und an's Tageslicht kam, mit lautem Gelächter begrüßt. Außer einigen Quetschungen und Beschmutzungen von Hut und Kleidung, ist glücklicherweise kein Unglück zu beklagen. Trotzdem 4 Pferde an den Wagen gespannt wurden, konnte er nicht aufgerichtet werden. Man mußte das Heu erst abladen.

Berlin. Nach dem Tode eines hiesigen sehr bemittelten alten Rentiers wurde der Wittwe desselben ein Schuldschein über ein Darlehn von 500 Thlr. präsentiert, welches ihr verstorbenen Mann kurz vor seinem

Tode empfangen haben sollte. Da die Wittve sich nicht bewußt war, daß der Verstorbene Veranlassung zu einem Darlehn gehabt, andererseits die Unterschrift ihres Mannes unzweifelhaft richtig war, so ließ sich der Ursprung des Scheines gar nicht erklären. Nähere Recherchen führten erst zu der Ueberzeugung, daß der Schein von einem Gelborteur herrührte, der denselben dem alten Manne bei Gelegenheit der Unterzeichnung einer Subscriptionsliste geschickt unter die Feder zu manöviriren geruht hatte.

Berlin. Das fünf Jahre alte Kind des Arbeitersmannes Quast, Waldemarstraße 36, verließ am Montag Vormittag, während der augenblicklichen Abwesenheit seiner Mutter die elterliche Wohnung und begab sich eine Treppe tiefer in die Wohnung des Tischlergesellen Weichert, dessen Ehefrau eben mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigt war, zu welchem Zweck sie verschiedene Sachen daraus auf dem Flur aufgestellt hatte. Von diesen Sachen eignete sich das Kind heimlich eine Schachtel mit Streichhölzern an und kehrte damit in die elterliche Wohnung zurück. Als die Mutter später zurückkam, fand sie das Kind in einem gräßlichen Zustande, in Flammen, an der Erde liegend, daneben einige angebrannte Streichhölzer. Das Kind hatte damit gespielt und waren dabei seine Kleider in Brand gerathen. Obgleich es an den Armen, am Kopfe, sowie am Oberkörper schrecklich verbrannt ist, so hofft der Arzt dennoch, es am Leben zu erhalten.

Berlin. Der in der Plinienstraße wohnhafte Rentier B. besaß einen Hühnerhund von stattlichem Ansehen. Das Thier erkrankte, wurde täglich schlaffer und matter und zuletzt so unansehnlich und für den Besitzer widerlich, daß dieser sich entschloß, sein Eigenthumsrecht an demselben aufzugeben; statt den Hund indeß vergiften oder sonst tödten zu lassen, stieß er denselben unbarmherzig zur Thür hinaus, ihn seinem Schicksal überlassend. Ein in der Nähe wohnender Thierfreund erbarmte sich des armen Köters, pflegte ihn und requirierte selbst thierärztlichen Beistand. Der Hund genas auffallend schnell und musterte sich in kurzem zu einem formlichen Prachtexemplar von Hühnerhund heraus. Kaum war die Kunde von der wunderbaren Metamorphose des Hundes zu den Ohren seines früheren Besitzers gelangt, als diesem auch der Verlust leid that. Er forderte den zeitigen „Pfleger-Inhaber“ zur Zurückgabe des Hundes, seines Eigenthums, auf, und war sogar bereit, die nachweislichen Kur- und Verpflegungskosten zu erstaten. Der Pfleger des Hundes verweigerte indeß die Zurückgabe, behauptete vielmehr sein Besitzrecht an demselben. Es kam zum Prozeß. Der Richter wies den Kläger unter Aufserlegung der Kosten ab. Die Abweisung gründete sich auf § 18 Lit. 9. Theil I. des Allgem. Landrechts. Dieser Paragraph lautet nämlich wörtlich: „Ein krankes Thier, welches der bisherige Besitzer von sich gestoßen und hilflos sich selbst überlassen hat, wird das Eigenthum desjenigen, welcher für dessen Pflege und Wiederherstellung sorgt.“

— Vor etwa fünf Jahren lebte unter dem Namen eines ausländischen Barons in Baden-Baden ein Mann, über dessen Verhältnisse ein tiefes Dunkel schwebte; derselbe schien vornehme Neigungen, aber kein Geld zu besitzen. Um seinen Gang zu einem luxuriösen Leben

zu genügen, machte er Schulden und wußte namentlich auch von einem Kellner des dortigen Hotels 800 Frks. zu erlangen, wofür er denselben einen Wechsel ausstellte. Vor dem Verlauf des Wechsels war jedoch der Baron eines Tages verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen; der Kellner war um eine Erhaltung reicher, aber vorläufig um 800 Frks. ärmer. Letzterer war vor einiger Zeit nach Berlin gekommen und hier in Condition getreten, nachdem er den Verlust seines Geldes, nicht aber seinen Haß gegen den Verschwendenden verschmerzt hatte. Am Donnerstag sah er plötzlich von dem Fenster der Restauration aus, in welcher er conditonirte, die Gestalt des Mannes, welcher ihm eine so schmerzliche Erinnerung zurückgelassen. Sobald er den Baron erkannt, stürzt er vor die Thür, faßt ihn am Kragen und nöthigt ihn, in die Restauration einzutreten; hier muß der Ueberaschte zunächst statt d's bereits verjährten Wechsels einen neuen ausstellen; da den Kellner aber Zweifel über die Person des angeblichen Barons aufstiegen, nimmt er die Hilfe der Polizei schließlich in Anspruch und der noble Herr wandert alsbald nach dem Wolkenmarkt. Die Criminalpolizei scheint von der Ansicht ausgegangen zu sein, daß es vorläufig besser sei, wenn der Baron das Hotel, in welchem derselbe seit einigen Wochen hier vom Schuldensmachen gelebt hat, mit einer minder komfortablen Wohnung in der Stadtwitzgei vertauschte. Man glaubt, daß man einen argen Schwindler vor sich habe; der in Haft Behaltene behauptet zwar, ein aus Warschau gebürtiger Baron zu sein; um dies zu beweisen, dazu setzte ihm jedes Legitimationspapier; auch ist er ohne Geld und ohne Effekten; seine wenigen Habseligkeiten hat der Hotelwirth als Pfand für die rückständige Rechnung zurückbehalten.

Berlin. Humanität und Menschenliebe verdienen immer öffentliche Anerkennung. Am Freitag erschien eine junge Wittwe, bleich vor Hunger und Gram, auf dem Stadtrichter. Der Hauswirth hatte die Ermittlungs-klage gegen sie angestrengt und sie erwartete das Erkenntniß, nach welchem sie vielleicht schon morgen obdachlos war. Der Kläger erschien und die gerichtliche Verhandlung nahm ihren Anfang; es handelte sich nur um vier Thaler. Die Verklagte mußte die Schuld anerkennen, aber sie hatte Nichts, um sie zu bezahlen. Die Krankheit und der Tod ihres Mannes hatten Alles aufgezehrt, ihre Habseligkeiten trug sie auf dem Leibe; ihr einziger Schatz, zwei Kinder im zartesten Alter, waren mit ihr gekommen; sie weinte, sie beschwor den Gegner, ihr die Wohnung noch auf kurze Zeit zu lassen, — vergebens, er will es nicht. Das Erkenntniß wird publicirt, es lautet natürlich nach dem Klageantrage und die arme Frau steht vernichtet. Ein alter jüdischer Herr, in einer anderen Sache als Zeuge in demselben Zimmer vorgeladen, hat der Verhandlung beigewohnt, die Scene hat ihn erschüttert, der Kummer der Unglücklichen thut ihm wehe. Langsam nähert er sich derselben, drückt ihr ein Papier in die Hand und eiserner sich dann schnell. Auf dem Zettel, welcher fünf Thaler enthält, stehen mit Bleistift geschrieben die Worte: „Ich wohne — Straße Nr. —; morgen früh können Sie bei mir eine kleine Hofwohnung beziehen.“

Berlin. Verlängerte Langesstraße Nr. 33, wurde am Freitag bei hellem Tage ein Diebstahl verübt, der für die Beteiligten um so schmerzlicher war, als die gestohlenen Gegenstände den Brauttag eines jungen Mädchens ausmachten, die sich in kurzer Zeit verheirathen wollte. Sämmtliche neue Wäsche war aufgewaschen worden und hing, um zu trocknen auf dem Boden. Die Hausbewohner hatten Männer mit Bündeln öfter die Treppen herab kommen sehen, aber nichts Verdächtiges geahnt; endlich benachrichtigte ein kleiner Knabe die Mutter der Braut, daß der Boden offen stünde. Nun erst, nachdem es zu spät war, erkannte man den Diebstahl. Reichlich flossen die Thränen des armen Mädchens, deren jahrelangen sauren Ersparnisse in dieser Wäsche angelegt worden waren.

Berlin. Vor einigen Monaten hatte ein Fuhrmann einem Anderen ein Pferd geboren. Als er es zurückhaben wollte, wurde ihm die Herausgabe jedoch verweigert und es blieb ihm daher nichts übrig, als zum Stadtgericht zu gehen und klagbar zu werden. Der Prozeß ging seinen vorschrittmäßigen Gang und endete auch mit der Verurtheilung des Verklagten zur Rückgabe des Pferdes. Derselbe gab es auch jetzt nicht eher heraus, als bis der Exekutor erschien und es abholte. Nun zeigte sich auch, weshalb der Verklagte den Prozeß so lange hinzuziehen versucht hatte: das geborgte Pferd hatte nämlich vier Tage vorher ein Fohlen geworfen. Zwar behauptete der Kläger, daß ihm das Kind ebenso gehöre wie die Mutter und verlangte, daß ihm Exterres mit übergeben werde; dieser Anspruch wurde aber zunächst abgewiesen, da das Exekutionsmandat, gestützt auf das ergangene Erkenntniß, nur auf Fortnahme des Pferdes lautete. Jedenfalls wird aber jetzt noch ein zweiter Prozeß um das Fohlen beginnen.

Berlin. Am Dienstag Nachmittag sollte die Leiche des Arbeitmanns Friedrich Baader von der Charité aus nach dem Charité Kirchhofe gebracht werden. Behufs der Bestattung hatten sich die fünf Kinder des Verstorbenen nebst anderen Leidtragenden eingefunden. Erstere wollten den Vater gern noch ein letztes Mal sehen und baten deshalb um Oeffnung des Sarges, welche ihnen indessen versagt wurde, weil, wie es hieß, der Verstorbene an den anstehenden schwarzen Pocken verfallen sei. Die Kinder wußten indessen genau, daß Schwindel die Todesursache gewesen und verschafften sich ein Attest vom Küster, worin diese Thatsache bescheinigt war. Auf Grund dieses Attestes ward nun der Sarg geöffnet. Als die Kinder herantraten, um dem toten Vater das letzte Lebewohl zu sagen, entdeckten sie mit Befremden, daß der Todte gar nicht ihr Vater war. Es war, wie sich ergab eine fremde Leiche, welche im Sarge lag. Dieselbe war durch Verwechslung hineingekommen, ward nun zurückgebracht und gegen die des echten Baader eingetauscht. Hätten die Kinder nicht auf ihrem Vorsatze, den Vater noch einmal zu sehen, beharrt, so würden sie am Grabe eines Stodfremden geweint und diesem ihre Lebewohls, ihre Blumen und Kränze geweiht haben.